

PREDIGT

am 23. Sonntag nach Trinitatis (03. November 2013, 18.00 Uhr)

Universitätsgottesdienst, St. Katharinen Hamburg

(in der Predigtreihe „Gott und die Fremden“)

„...denn auch ihr seid Fremdlinge gewesen“

Exodus 23,1–9

Gnade sei mit euch

und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Universitätsgemeinde!

„Das ist total aktuell!“ Diesen Eindruck machte der Predigttext gleich auf mehrere Personen in der Vorbereitungsgruppe. „Korruption und Ausgrenzung – das scheint es damals schon gegeben zu haben!“ Und auch mich beschleicht das Gefühl, dass die Worte mit fast unerschütterlicher Klarheit über die Zeiten hinweg zu sprechen vermögen: „Du sollst dich nicht durch Geschenke bestechen lassen; denn Geschenke machen die Sehenden blind und verdrehen die Sache derer, die im Recht sind.“ „Du solltest kein falsches Gerücht verbreiten...“ „Du sollst das Recht deiner armen Mitbürgerinnen und Mitbürger nicht beugen...“

Es sind Worte aus einer der ältesten Sammlungen von Weisungen, die das Alte Testament überliefert. Worte von besonderem Gewicht: Gottesrede am Berg Sinai. In einer großen erzählenden Suchbewegung vergewissert sich das Volk Israel im Buch Exodus seiner Ursprünge und seiner Identität, und Teil dieser Vergewisserung ist auch der Predigttext: Welcher Geist soll das gesellschaftliche Miteinander prägen? --- Welche Werte sollen in der Gemeinschaft in Geltung stehen? --- Wie kann Gerechtigkeit Gestalt gewinnen?

Als Gottesrede eingeführt, sind die Worte mit großer Würde und nicht minder großem Geltungsanspruch versehen. Umso auffälliger ist, dass das Geforderte hier nicht einfach unbegründet gesetzt wird, sondern für die Weisungen fast schon geworben wird. Mit rhetorischer Raffinesse und literarischem Charme. Der Text sei bemerkenswert konkret, fasst ein Student seinen Eindruck zusammen und fügt hinzu: „Er kann so den wirklichen Alltag der Menschen erreichen!“ Und in der Tat wissen die Verse ihren Leserinnen und Lesern anschauliche, lebendige Bilder vor Augen zu zeichnen: „Wenn du dem Rind oder Esel deines Feindes begegnest, die sich verirrt haben, so sollst du sie ihm unbedingt wieder zuführen.“ Und: „Wenn du den Esel deines Wider-

sachers unter seiner Last liegen siehst, so lass ihn ja nicht im Stich, sondern hilf mit ihm zusammen dem Tiere auf.“ – Ein verirrtes Rind, ein kollabierter Esel und ein Feind und eine Feindin, die *gemeinsam* (!) der leidenden Kreatur helfen – diese Bilder haben mich bei der ersten Lektüre unmittelbar berührt. Menschen, die einander *hassen* – so eine ebenfalls mögliche Übersetzung –, kooperieren. *Existenzieller Not* wird Abhilfe geschaffen, denn: Solch ein Tier konnte damals für die Bewirtschaftung des Ackers unbedingt notwendig sein, und das heißt: für eine Familie *überlebens-notwendig*. Die entfalteten Weisungen wollen *lebens-dienlich* sein – und das gleich in mehrfacher Weise. Der jüdische Ausleger Benno Jacob stellt es eindrücklich heraus: „Wie, *ihm* soll ich helfen, der *mir* Böses getan hat? Darauf die Tora: *Neben ihm, mit ihm* zusammen sollst du es tun! [...] Zu Anfang wird man bei der Hilfeleistung stumm bleiben, dann fällt notwendigerweise das eine oder andere Wort [...]. Damit ist das Eis gebrochen, und zum Schluss kann der andere nicht umhin, sich zu bedanken, und die Brücke ist geschlagen, dass die Feinde wieder Freunde und Brüder werden. [...] Das ist ein Unterricht in praktischer Nächstenliebe.“ Feinsinnig beschreibt Jacob hier, wie eine vollkommen neue Beziehungsdynamik durch die helfende Handlung in Gang gesetzt wird. Tora als *Weisung für gelingendes Leben* – hier gewinnt sie Gestalt. Eine Verheißung scheint den Forderungen innezuwohnen: die Verheißung eben von gelingendem Leben, von Gemeinschaft und Gerechtigkeit. Schon diese wenigen Verse aus Exodus 23 zeigen, wie sehr das bisweilen protestantischerseits anzutreffende Verständnis von Tora als *Gesetz* zu kurz greift! Und sie zeigen, wie denkbar schlecht das Gebot der Feindesliebe dazu geeignet ist, einen Überbietungsgestus christlicher Ethik zu rechtfertigen. Feindesliebe: religionsgeschichtlich ein alter Hut – doch zugleich eine Forderung von bleibender Bedeutung und brisanter Aktualität.

Und das gilt auch für eine weitere Weisung aus der Reihe der *Liebesgebote*, die das Alte Testament kennt: das *Fremdenliebe-Gebot*. So heißt es im 10. Kapitel des Deuteronomiums: „Der Herr, euer Gott, [...] hat die Fremden lieb, dass er ihnen Speise und Kleider gibt. Darum sollt ihr auch die Fremden lieben, denn ihr seid auch Fremde gewesen in Ägyptenland“. Der heutige Predigttext steht in der biblischen Überlieferung also keineswegs alleine da: „Die Fremden sollt ihr nicht unterdrücken; denn ihr wisset um der Fremden Herz, weil ihr auch Fremde in Ägyptenland gewesen seid.“ Beiderorts eine klare Forderung Gottes zugunsten der Fremden, beiderorts eine *Erinnerung*: „denn ihr seid auch Fremde gewesen...“ Wieder tritt hier fast ein Werben für das Geforderte zutage: Eine Erinnerung an eigene Erfahrungen soll die Forderung begründen, plausibilisieren, ihrer Anerkennung den Weg bereiten. Einfühlung und Empathie sollen auf dem Wege der *Erinnerung* geweckt und gestärkt werden.

Kann das auch bei uns heute funktionieren, wenn wir den Text hören? Fremde in Ägyptenland sind wir zumindest nicht gewesen. „Aber muss man denn wirklich genau das am eigenen Leib

erfahren haben, um hier angesprochen zu werden?“ fragt ein Student. Und eine Kommilitonin fügt hinzu: „Es gibt so viele Formen von Fremdheit. An der neuen Uni oder im neuen Sportverein zum Beispiel. Und: Man kann auch sich selber fremd sein.“ – Kann diese indirekte Aufforderung, sich zu erinnern, also auch heute wirken? *Ja*, das kann sie, davon bin ich überzeugt, denn: Eigentlich hat sie nie anders funktioniert! Literarisch zwar als Szene am Sinai gestaltet, richtet sich der Text – vermutlich von Beginn an – an Generationen von Menschen, die auch *nicht* ‚Fremde in Ägyptenland‘ gewesen sind. „Erinnert euch an die Geschichten, die von der Zeit in der Fremde erzählt worden sind!“ Diesen Nachklang könnten die Worte ebenfalls entfalten. Und dieser Aufruf gilt auch heute: „Lasst euch diese Geschichten erzählen! Sie sind ein wichtiger Bestandteil der religiösen Tradition, die euch *Beheimatung* verspricht. Erinnert euch an sie, wenn Fremde euch in eurem Land ihre Geschichten erzählen. Ihr werdet dann in anderer Weise offen für sie sein.“

Solch eine Offenheit ist gerade im Moment und gerade in Hamburg in besonderer Weise gefordert. Flüchtlinge aus Nordafrika erzählen ihre Geschichten, vom Krieg in Libyen, von ihrer Not in Italien. Die Studierenden haben ihre Stimme vorhin zu Gehör gebracht. Christinnen und Christen sind dazu aufgefordert, aufmerksam zuzuhören. Und nicht nur das: Die Situation unterstreicht, wie wichtig es ist, sich an der Gestaltung demokratischer Kultur zu beteiligen – wie wichtig es ist, auf die politischen Prozesse der Gesetzgebung einzuwirken. Wie kann Gerechtigkeit in ihnen Gestalt gewinnen?

Wie wird mit Fremden in unserem Land umgegangen? Diese Frage entzündet sich am Umgang mit den Flüchtlingen aus Nordafrika – und nicht nur am Umgang mit ihnen. Der Kontext der *Universitäts*gottesdienste lenkt den Blick darüber hinaus auf die Frage der Bildung, genauer: auf die Frage der *Bildungsgerechtigkeit*. Im „9. Lagebericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland“ – in diesem Bericht also wurden im Jahr 2012 Daten veröffentlicht, die – als gewisser Fortschritt angepriesen – erschreckend bleiben. Unter den Jugendlichen anderer Staatsbürgerschaft machen über zwölf Prozent *keinen* Schulabschluss – ein Prozentsatz, der doppelt so hoch (!) ist wie bei den übrigen Schülerinnen und Schülern. Am Gymnasium hingegen sind sie mehr als unterrepräsentiert – von der Uni ganz zu schweigen. Und selbst wenn sich die Situation schulischer Bildung langsam ein wenig verbessert: Auf dem Ausbildungsmarkt verschärfen sich die Probleme noch einmal. Es gelinge jungen Migrantinnen und Migranten weitaus seltener, einen Ausbildungsplatz zu finden, so der Bericht. Und das sei u.a. darauf zurückzuführen, dass häufig bei Einstellungen immer noch pauschal über die Gruppe der Migranten geurteilt werde – und das heißt hier: *negativ* geurteilt werde. Ernüchternde Feststellungen.

Doch damit nicht genug! Der Bericht stellt erneut heraus, was spätestens seit Pisa im öffentlichen Bewusstsein angekommen ist: Soziale Herkunft bedingt hierzulande maßgeblich Bildungschancen. Zahlen der Bundeszentrale für politische Bildung unterstreichen das in trauriger Weise: Jede vierte Person mit Migrationshintergrund galt 2011 in Deutschland als ‚armutsgefährdet‘.

Mitten in diese Situation hinein erklingen die Worte des Predigttextes mit ihrer großen Klarheit: „Du sollst das Recht deiner armen Mitbürgerinnen und Mitbürger nicht beugen...“ „Die Fremden sollt ihr nicht unterdrücken, denn ihr wisset um der Fremden Herz, weil ihr auch Fremde in Ägyptenland gewesen seid.“

Ich möchte die Worte Ernst nehmen und mich auf Erfahrungen von Fremdheit besinnen, um für die Erzählungen anderer offen zu sein. Was tritt vor Augen, wenn ich die Spur der Erinnerung aufnehme? --- Was heißt das eigentlich: fremd sein?

Fremd sein, so scheint mir, das kann heißen, *bedürftig* zu sein: bedürftig nach Orientierung auf unbekanntem Terrain, nach Informationen, nach neuen *Beziehungen* am neuen Ort. Unsicherheit kann sich einstellen, vielleicht auch Angst, möglicherweise schmerzvolles Heimweh. Fremd sein, das mag *Trennung* bedeuten: große räumliche Distanz zu Menschen, die mir am Herzen liegen, und zu dem Flecken Erde, der mir zuvor ein Gefühl von *Heimat* geschenkt hat. Je länger ich darüber nachdenke, umso mehr kommen mir Worte des Züricher Systematischen Theologen Johannes Fischer in den Sinn, in denen er sein Verständnis von Nächstenliebe entfaltet: Der Geist der Nächstenliebe, so Fischer, sei die Ausrichtung eines Menschen auf die *Bedürftigkeit* und *Verletzlichkeit* seines Gegenüber hin. Und genau darin berühren sich Fremden- und Nächstenliebe, ja werden eins: Sich im Geist der Liebe den fremden Nächsten zuzuwenden, das bedeutet, die Bedürftigkeit und Verletzlichkeit wahr- und anzunehmen, die aus ihren besonderen Lebensumständen resultiert.

Die Erinnerung an eigene Erfahrungen von Fremd-Sein ist dabei von großer Bedeutung: Sie führt *eigene Bedürftigkeit und Verletzlichkeit* vor Augen – und vielleicht ist genau das der Grund, warum der Predigttext an eben diesem Punkt seine Leserinnen und Leser zur Erinnerung anstiftet. Vielleicht gerät gerade jene eigene Verletzlichkeit viel zu leicht in Vergessenheit. Durch die Erinnerung jedoch erhält ein verzerrtes Selbstbild omnipotenter Stärke Risse, wird porös – und damit durchlässig. Offenheit entsteht – für die Erfahrungen und Erzählungen anderer.

Zu der Durchbrechung eines solchen Selbstbildes geben die Verse aus Exodus 23 durchaus Anlass. Denn indem sie das Fremdsein in Ägypten vor Augen stellen, erinnern sie noch an etwas ganz Anderes: an *Gottes* befreiendes Handeln, dem sich das Ende der Not verdankt. Ehe das Volk

Israel am Sinai seinen Bund mit Gott schließt, ehe es sein „Ja“ zu den göttlichen Weisungen spricht, ist Gottes rettendes Handeln schon lange vorausgegangen. Ihm verdankt sich das *Geschenk der Freiheit*, ihm und nicht eigener Leistung. – Eine Dynamik, die am Sonntag nach dem Reformationstag bemerkenswert vertraut anmutet. Und die Dynamik mutet noch vertrauter an, bedenkt man, dass Paul Tillich ‚Rechtfertigung allein aus Glauben‘ als ‚Überwindung von *Entfremdung*‘ zu deuten vermag. ‚Ent-fremdung‘ – diese Metapher würde jedweder Verständlichkeit entbehren, wenn sie nicht auf Momente gelebten Lebens zurückgreifen könnte. Auf Erlebnisse von Fremdheit – gegenüber anderen, gegenüber sich selbst und gegenüber Gott. Darin, dass die Metapher solche konkreten Lebenszusammenhänge berührt, liegt ihre Stärke.

Eines ist allerdings unbedingt zu betonen, wenn im Sinne Tillichs von einer ‚Überwindung der Entfremdung‘ die Rede ist: Die Abschaffung von *Fremdheit an sich* kann und darf *nicht* das Ziel sein. Ganz im Gegenteil! Worum es geht, ist *einzig* ein Ende der *Not*, die mit ihrer Erfahrung so oft verbunden ist. Eine Studentin aus der Vorbereitungsgruppe spitzt diesen Gedanken sehr pointiert zu. Sie sagt: „Erfahrungen von Fremdheit können für die eigene Identitätsbildung ganz wichtig sein!“ Möglicherweise hat sie dabei an ihren Studienbeginn gedacht: an die Fremdheit am neuen Ort, die mit jeder gewonnenen Freundschaft ein Stückchen weniger wurde, und die dann eines Tages einfach nur noch als Anfangspunkt eines neuen erfüllenden Lebensabschnittes erschien. – Möglicherweise hat sie dabei jedoch auch an Begegnungen mit Menschen aus anderen Kulturen und Religionen gedacht. Fremdheit als Chance – Vielfalt als Geschenk. Kinder und Jugendliche anderer Herkunft als Bereicherung für unser Bildungssystem und unsere Gesellschaft. Solch eine Wahrnehmung und Wertschätzung sind es, die Not lindern.

In einer großen erzählenden Suchbewegung vergewissert sich das Volk Israel im Buch Exodus seiner Ursprünge und *seiner Identität*, und wichtiger Bestandteil dieser Vergewisserung ist die Erinnerung an eigene Fremdheitserfahrungen. Eine Identität wird errungen, für die Fremdenliebe wesentlich ist. – Ganz in diesem Sinne schlägt eine Kommilitonin vor, die Weisung zum Umgang mit Fremden vom Ende an den Anfang des Predigttextes zu verfrachten. „Alles, was im Text gesagt wird, ist in diesen Worten enthalten,“ lautet ihre These. Den Gedanken finde ich reizvoll! Er scheint mir vollkommen auf der Linie alttestamentlicher Theologie zu liegen: Ob Gerechtigkeit herrscht, entscheidet sich am Umgang mit den Armen, so könnte man eines ihrer Herzstücke formulieren. Und hier gilt dann dementsprechend: Ob Gerechtigkeit herrscht, entscheidet sich am Umgang mit den Fremden.

„Ihr sollt die Fremden nicht unterdrücken“.

Klare Worte.

Weisung für gelingendes Leben – damals wie heute.

Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.